schen Forschungen im Bereiche der japanischen Kultur fördern, sondern auch durch ihr vollständiges Verständnis für Japan die Kulturentwicklung ihrer Länder beschleunigen und damit weiter zur Vertiefung der menschlichen Kultur überhaupt viel beitragen.

Kokusai Bunka Shinkokai

### Kurzer Lebensabriss Karl Haushofers

Karl Haushofer wurde im Jahre 1869 geboren. Er wurde in der Kriegsakademie und in der Generalstabshochschule militärisch ausgebildet, während er andererseits auch an der Universität München studierte.

Im Jahre 1889 wurde zum Artillerie-Leutenant in Bayern ernannt und 1904 zum Generalstab kommandiert. Im Jahre 1908, drei Jahre nach dem japanisch-russischen Kriege, kam er nach Japan, wo er vier Jahre lang blieb und mit dem Studium Japans, der Japaner und des japanischen Geistes sowie mit der Geopolitik des Stillen Ozeans beschäftigt war.

Im Jahre 1915 übertrug man ihm die Führung eines Regiments, bald darauf wurde er zum Brigade-Kommandeur der Artillerie und später zum Divisions-Kommandeur befördert. Im Jahre 1919 schied Karl Haushofer als Generalmajor aus dem Dienste aus und wurde Professor der Geographie an der Universität München. Seit dem Jahre 1924 gibt er die „Zeitschrift für Geopolitik" heraus. Von 1933 bis 1937 war er Präsident der Deutschen Akademie.

Haushofer hat über sein Fachgebiet, die Geopolitik, viele Bücher geschrieben, unter denen „Dai Nippon" (1913), „Japan und die Japaner" (1923) und „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" (1925) als Spezialforschung über Japan weit bekannt wurden. Im Jahre 1933 verfasste er eine Abhandlung über den Kaiser Meiji und anlässlich der 2600-jährigen Gründungsfeier Japans veröffentlichte er eine weitere interessante Arbeit über Japan. Auf besonderen Wunsch unserer Gesellschaft bietet er nun auch in diesem Rahmen eine Abhandlung.

Nicht nur durch seine Japanforschungen, sondern auch durch seine Bemühungen zur Förderung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Japan, zur Belehrung der Japaner und u.a. für das Zustandekommen des Antikomintern-Abkommens hat sich K. Haushofer in hohem Masse den Dank und die Hochachtung der Japaner erworben.

# KULTURPOLITISCHE LEITLINIEN

## Bei der Vergleichbarkeit Japanischer und Deutscher Kulturgeschichte

# Kulturpolitische Leitlinien bei der Vergleichbarkeit japanischer und deutscher Kulturgeschichte

Bei langer, liebevoller Beobachtung und Erforschung der japanischen Kulturgeschichte im Lichte und im Spiegel der Deutschen erscheinen—unter vielen anderen Möglichkeiten—drei besonders tragbare Leitlinien kulturpolitischer Vergleichbarkeit :

Die *erste* trägt das Wunschbild einer konstanten, wenn auch wandlungsfähigen Reichs-Idee durch mehr als zwei Jahrtausende.

Die *zweite*—unzertrennlich von ihr, aber sie mit grossen gegensätzlichen Pendelausschlägen begleitend—ist verknüpft mit dem Auswahl-Prinzip der Stützen der Reichsgewalt unter den führenden Ständen. Darin tritt in Ost und West jene uralte zwiespältige Gemeinsamkeit hervor, die Goethe im Faust als die der "Heiligen und der Ritter" zeichnet.

Nur läuft sie im Osten auf Synthese, im Westen auf zerstörende Antithese an entscheidenden Wendepunkten hinaus.

An diesen Wendepunkten aber zeigen sich—durch unleugbare Tatsachen erhärtbar—Stil-Gleichläufigkeiten

auch schon in Zeiten, in denen das Sonnenaufgangsland und das Volk der Mitte im Abendland überhaupt nichts voneinander wussten. Ihre erste unmittelbare Fühlungsmöglichkeit wird ja erst durch die beiden gemeinsame Mongolengefahr im XIII. Jahrhundert eröffnet. Dennoch ist die *dritte* kulturpolitische Vergleichslinie, die der Stil-Gleichläufigkeiten, schon mehr als ein Jahrtausend frühen spürbar.

Die tatsächlich vorhandene Gleichläufigkeit in den kulturpolitischen Stilschwankungen ist um so merkwürdiger, als sonst das geopolitische Schicksal des germanischen, später deutschen Lebensraumes, (trotz seiner ursprünglichen Rassenwiege im Ostseeraum) auf kontinentale Umdrängtheit, Anreiz zur Kraftzersplitterung eines Volkes der Mitte, hinzuweisen schien; dagegen in der geopolitischen Naturanlage des japanischen Inselbogens der Segen eines Zusammenhaltens der Kräfte, der Vereinheitlichung der Rasse im Schutz ozeanischer, inselhafter Randlage begründet war.

Dennoch entstand ungefähr gleichläufig der Geschlechterstaat und das Volkskönigtum, der erste Antrieb und Ausdehnung in wesensfremde Landschaft, der Rückschlag als Kulturimport, Eindringen volks- und raumfremder Weltanschauung und Staatskultur und ihr vorübergehender Sieg an Inlandsee und Rhein.

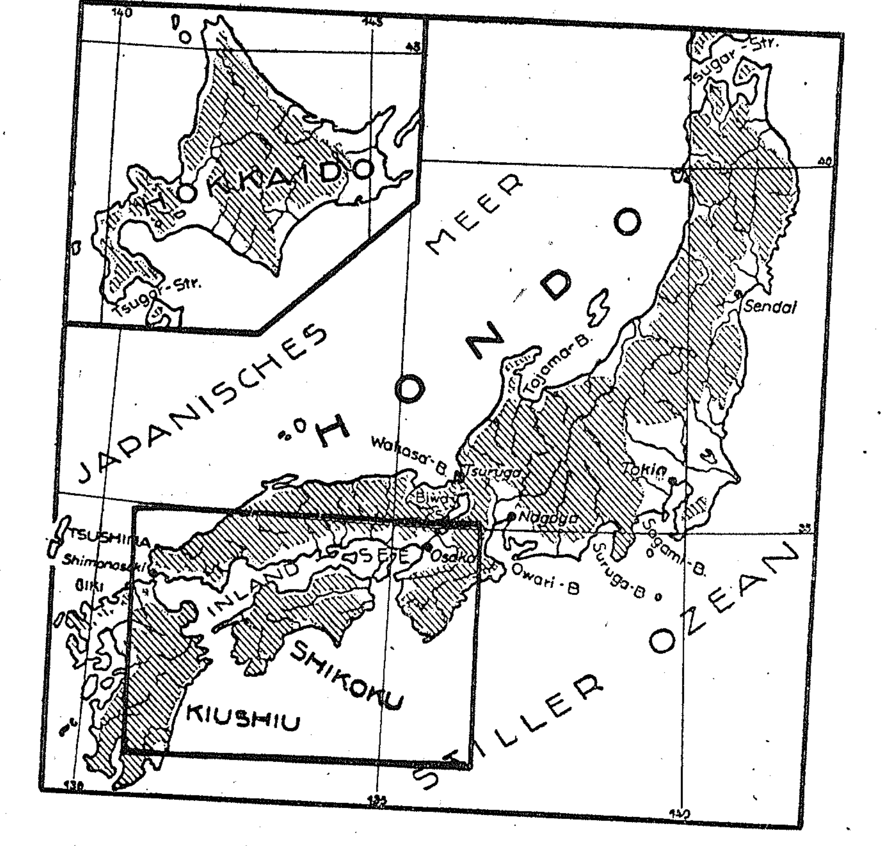
Es folgten nach einer höfischen Frühblüte annähernd gleichzeitig nationale Bürgerkriege, Rückschläge rauhen Grenzkämpfertums, aber voll Kraft, die im Westen



Gotik, im Osten Kamakura-Stil erzeugten. Erneut schlug eine Früh-Renaissance-Welle herein, [Ashikaga-Kultur, Humanismus] an deren Schwelle Japan und Deutschland die Mongolengefahr aus innerem Streit der Gegenkaiser wachrüttelte. Aber jener Streit gebar zwischen 1220 und 1339 grosse Staatsdichtungen—[*Gukwanshô-Jinnôshôtôki*; Mittelhochdeutsch der Kaisersänger und Dantes Monarchie und Divina Commedia]—aus denen neues kulturpolitisches Leben erwuchs: über Renaissance-Heroen, neue Reichsformen, Barock und Rokoko [Edo-Kultur], nationale Romantik [Shinto-Erneuerung] bis zur fast gleichzeitigen Reichsverjüngung. [Meiji; II. und III. Reich]

Durch alle diese Wandlungen hin schwebte über dem Entwicklungsgang von Blut und Boden—mit ihrem heiligen Ursprung aus Reichsmythos und Staatslegende—das Wunschbild der Reichs-Idee: bald scheinbar oder wirklich glänzender Verkörperung nah, bald sich ins Wesenlose verflüchtigend und von dorther oft ein stärkerer kulturpolitischer Antrieb, als in Zeiten machtvoller Gegenwart bedeutender Kronenträger.

Weil sich mit ihren Wirklichkeits- und Wunsch-Gestalten aber in der japanischen, wie der deutschen Volksphantasie auch die Vorstellungen von ihren Willens-Vollziehern, wie der Stil-Gestaltung ihrer Umwelt untrennbar verbinden, bleibt doch die sicherste Führungslinie die Morphologie der Verkörperungen, des Gestaltwandels der Reichs-Idee auf dem Wege ihrer




Aus „Japan Baut Sein Reich"
von Karl Haushofer

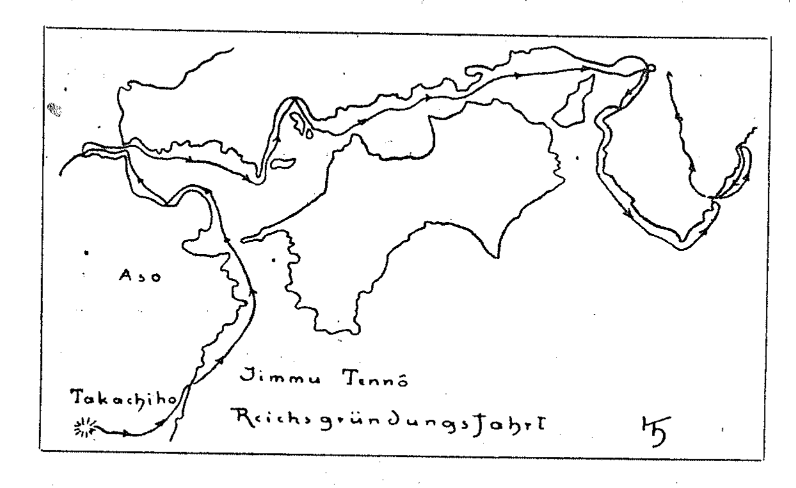


Entwicklung von sacrosancten Ursprüngen bis heute.

Es ist das Einzigartige der japanischen Staatskultur—was sie für deren Aufbau zu einem "unicum specimen" eines "initium imperii" aus "diva religio ancestris" macht—um geprägtes Weistum römischen Staatsrechts zu benützen—, das sie diese Entwicklung in einer ungebrochenen Linie, rein evolutionär, ohne jede revolutionäre Brechung zu sehen vermag.

Dabei bezeichnet der 11. Februar 660 v. Ztwde ja nur den amtlichen Übergang vom halbgöttlichen Heroen-Zeitalter zur Kaiser-Chronologie.

Weit vor ihm liegt—eine leise Reminiszenz an die Matriarchats-freudige Südinsel Kyushu—die Erteilung des Auftrags zur Herrschaft an den göttlichen Enkel durch die Sonnengöttin-Ahne: die Stammutter des Sonnen-Clans auf dem Vulkan Kirishima-Takachiho.



Von diesem höchst bezeichnenden und charaktervollen Ausgangspunkt, [der Stelle des Eindringens des vulkanischen Kirishima-Bogens bis zum Asosan in den eigentlichen Inselreichkörper,] vereinigt sich nun das geopolitische Genie des ersten Vaterherrschers Jimmu Tennô bei seiner Reichsgründungsfahrt durch die Inlandsee ins Ahnenland Kamigata mit der eingeborenen glücklichen geopolitischen Veranlagung des Mutterbodens zum Reichskern zu jener einzigartigen Spitzenleistung, die am Anfang der japanischen Reichsgeschichte steht.

Was in einem Zeitalter, in dem die germanische Entwicklung im Zeichen expansiver Kräfteverschwendung und centrifugaler Wanderungsweitung steht, der japanischen Kultur- und Reichs-Gründung ihr segensreiches centripetales Gepräge gibt, ist die Selbstbeschränkung des Führers an drei entscheidenden Schwellenlandschaften auf das zunächst Erreichbare, im Lebensraum mögliche. Das haben im germanischen Raum weder die Führer der Ost-Germanen, noch der Cimbern und Teutonen, noch der Markomannen erkannt, nur vielleicht Hermann, den aber schliesslich seine eigenen Sippen zu Fall bringen.

So steht im Vergleich Jimmu Tennôs Leistung als eine weittragende gerade in ihrer räumlichen Selbstbeschränkung kulturpolitisch instinktsichere Reichsgründungstat vor uns, die wohl ihren Rang verdient.

Denn die frühe Einsicht in die notwendige raumpolitische Begrenztheit der Herzkammer, des Kernraums,



scheint von aussen her gesehen das grosse erste Glück der japanischen Kultur- und Reichsgeschichte zu sein. Es liegt in dieser Abmarkung des Pflanzgartens für Kultur, Macht und Wirtschaft, der Einsicht in die Gunst ihrer Doppelzelligkeit aus einer flüssigen Kernzelle, dem Reichsbinnenmeer Naikai mit meerumrandender Tendenz, und einer landfesten, dem Kamigata, mit Nordostkolonisationsdrang.

Sie tritt in Japan mit praktischer Folgewirkung nahezu um ein Jahrtausend früher auf, als z.B.—abgesehen von vereinzelten Anläufen—im deutschen Lebensraum, zwar beginnt das Überranntwerden beider durch eine rassen- und raumfremde Weltanschauung und Staatskultur zur gleichen Zeit—zwischen VII. und VIII. Jahrhundert n. Ztwde; und damit auch die nachweisbare Gleichläufigkeit nach dem Übergang von Stammwanderungen und Geschlechterstaat zum mehr oder weniger vollkommenen Einheitsstaat.

Diese frühe bewusste oder Instinkthandlung knüpft sich an das geopolitische Genie des Kaisers Jimmu.

Grösser noch, als das was er tat,—und das ist gewiss genug für seinen Nachruhm,—ist für die Dauer des Bestandes der Reichskultur, was er—im Gegensatz z.B. zu den Führern der Ostgermanen—an expansiven Möglichkeiten unterliess. Denn nur dadurch ist jene, jedenfalls, durch viele Jahrhunderte währende—[ob es nun 13 oder nur 8 bis 6 gewesen seien]—Zusammenballung der Kulturkraft rings um die Inlandsee mit langsamer

N.O. Ausdehnung möglich gewesen. Aus ihr floss zuletzt im VII. Jahrhundert die innere Stärke zur Abwehr und Umwandlung aussenbürtiger Kultureinbrüche, die sich nach dem Sieg des Buddhismus und der Taikwa bewährte.

Nicht als ob es in dieser langen Zeit an expansiven Ausbrüchen über Land und See gefehlt hätte! Aber es gelang ihnen nicht, das Kultur- und Macht-Gefüge des Reiches zu erschüttern—weil eben der erste, jenseits des Reichsmythos und der Staatslegende geographisch erfassbare Reichsgründer sie vermieden und den Anfangsraum so klug begrenzt hatte.

Zweimal—bei der Ausfahrt von Ost-Kyushu und jenseits des Tors von Awa—vermied er die excentrische, peripherische Weite der Aussenküste des Grossen Ozeans und lenkte der sicheren Mitte der Inlandsee zu, die er gründlich aussegelte, und den Bergen und Beckenlandschaften von Yamato.

Zweimal—jenseits der Strasse von Shimonoseki und jenseits der Gewässer von Naniwa und Osaka—wendete er zurück, um in der Landschaft um Nara-Yamato, Osaka und Kyoto das eine Ende der Schwerpunktsachse zu erkennen und festzulegen, die sich dann später ostwärts bis zum Kwantô, der Ebene um das heutige Tokyo erstreckte. Auf ihr pendelte die Schwerpunktslage der Hauptstände, der zentralen kulturpolitischen Strahlungspunkte des Reiches: Nara; Heian-Kyoto; Kamakura; Kyoto; Edo-Tokyo—ohne jemals wieder von



ihr abzugleiten. Wie anders jähe Schwerpunktwechsel erlebten Chinesen, Deutsche, Russen..; wie litt darunter ihre staatliche Stetigkeit, ihre Kultur-Konstanz.

Nie wechselte seitdem die Kulturseite des Inselbogens.

So scheint auf weite Sicht das Unterlassen folgenschwerer Ausschreitung, die richtige Eingrenzung das grösste kulturpolitische Verdienst des japanischen Reichsgründers. Es bewährte sich in der glücklichen Lösung einer Aufgabe, an der gerade die glänzenden Kaisergeschlechter des Abendlandes, wie Chinas versagten; vielleicht, weil sie ihre raumpolitischen Massstäbe auf übermenschliche persönliche Leistung einstellten, wie Karl der Grosse, Heinrich III., die Hohenstaufen, Karl V., Shih-wangti und Kublai oder der alte Eklektiker Kien-Lung, und das menschliche Mittelmass ausser Acht liessen.

Aber jenseits der Erkenntnis der Grenze des Unterlassens, des „Wu wei“ war die positive schöpferische Leistung gross genug: das Ausfinden der Reichsachsenlage; die Begründung der Doppelzelligkeit aus einer flüssigen, meerumspannenden Kernzelle und einer landfesten mit dem Grundzug der Landwerbung gegen Nord-Ost; die Einfügung der wabenartigen Gau- und Länder-Struktur in den Reichsbau als Geschlechter-Fürstentümer der „Uji“, aus der sich schliesslich die Feudalgliederung und die heutige Gauentwicklung herauskristallisiert; und endlich der Aufbau der Träger, der Organe der Staatsgewalt und Reichskultur.

Denn es führt eine ungebrochene evolutionäre Entwicklungslinie von den „Miyatsuko", den Hausknappen, des Staatsfamilienhaupts zu den „missi regis", den Kuge, zu Hof- und Wehr-Adel, zum Samurai-Ritterschafts-Kodex des Minamoto Yoritomo, zu den „Hatamoto" den Gardetruppen der Shogun und dem Kaiserheer von heute.

So verlaufen untrennbar die erste und die zweite kulturpolitische Leitlinie seit der Reichsgründungsfahrt —für uns Westler deutlich erkennbar mindestens seit der Zeitwende durch die vergleichenden chronologischen Studien Alfred Wedemeyers. Etwa vom Eintreffen des Koreaners Wani [Wangin] und der Einführung der Schrift der chinesischen Kulturwelt im zusammengeschlossenen Yamato-Reich beginnt jene kulturpolitische Vergleichbarkeit der Zeitfristen, wie des Stils gleichläufiger Erscheinungen in Japan und im nordwärts gleitenden Schwerpunkt des Abendlands. Das ist eines der grössten kulturmorphologischen Wunder, voll von Möglichkeiten vergleichender Tiefenschau wie Fernsicht, und Einblicks in die Feinheiten der Volksseelenkunde, sowohl des Abendlandes wie des Fernen Ostens!

Aber mit ihr auch beginnt—etwa gleichzeitig mit dem der germanischen Völker im Abendland,— im Fernen Osten ein riesenhaftes, unheimliches Ringen des Genius der Nation und der Rasse. Es entsteht aus dem Gegensatz der imperialen Idee und ihrer Wehr-Gefolgschaft aus Ahnenhohenpriestertum und Erinnerung und



Treue gemeinsamer Stammeswanderung, zu einer artfremden, grossartigen Weltanschauung, die beständig auf der Lauer liegt, um Reichs-Gedanken und Volk vom „Shinto", dem Weg ihrer Götter, abzudrängen auf den Weg des fremden „Erhabenen".

In diesem Ringen hat es bis jetzt das Abendland über Kompromisse nicht hinausgebracht und mindestens fünf grosse Kaisergeschlechter daran scheitern sehen; Japan hat bis jetzt gesiegt, aber immer wieder darum kämpfen müssen.

Es kämpfte, als sich die trotzigen Uji-Geschlechter gegen Shôtokutaishi und seine Nachfahren die Wegbereiter des Buddhismus wehrten; als die frühen Übergriffe mönchischen Übermuts in Nara vereitelt wurden; als die Taikwa in einen zentralistischen Kaiserbeamtenstaat verklang.

Es kämpfte, als trotziges Grenzkriegertum und sein Ritterschaftsgedanke die höfische, unsrer romanischen ähnliche effeminierte Heian-Kultur in völkischem Rückschlag überwand.

Es kämpfte in der Staatsdichtung von 1220-1339 vom weltflüchtigen Verneiner der imperialen Idee auf dem Klosterberg Hiyeizan, dem Abt Jiyen im *Gukwanshô* bis zum tapferen Behaupter des Kaiser- und Reichesgedankens, Kitabatake Chikafusa, im *Jinnô-shôtôki*—das der Neuhistoriker Hiraizumi im XX. Jahrhundert eine „Achse des Reiches" nannte.

Es kämpfte, als Oda Nobunaga den Klosterberg Hiyei-

zan stürmte, und Toyotomi Hideyoshi und Tokugawa Iyeyasu den ersten Ansturm des Christentums ausstampften.

Es überwand in nationaler Romantik und Shinto-Erneuerung, die unter dem Tokugawa-Shogunat scheinbar triumphierende, wenn auch völlig japanisierte buddhistische Staatskirche und obsiegte mit seinem imperialen Gedanken in der Reichs-Erneuerung Meiji-Taishô-Shôwa.

Japan kämpft heute denselben Kampf weiter mit den kanadischen Missionen in Nord-Korea und mit den amerikanischen in China; und es hat doch aus seinen weltanschaulichen Gegenspielern Alles das an ethischen Werten herausgeholt, was seiner imperialen Idee und seinem Volksgeist angleichbar war—mit dem ihm eingeborenen eklektischen Genie.

Wir haben dieses gewaltige Ringen in zusammenhängender Überschau betrachtet, weil es in seltenem Einklang die drei von uns ins Auge gefassten Leitlinien des kulturpolitischen Werdegangs zeigt: der siegreichen imperialen Idee, des Samurai-Bushidô-Gedankens und der Gleichläufigkeiten.

Nur: als die Eigenart der Friesen und Sachsen am Verbluten waren, als im Westen ein Kirchenfürst den „stolzen Sigamber“ Chlodwig sein Haupt beugen hiess und Karl der Grosse sein weltliches Schwert unter das geistliche Schwert beugte, das über der Kaiserkrone schwebte,—da machte Japan landfremdes Kirchentum



und fremde Staatskultur zum Piedestal seiner einheimischen Idee, und glich beide sich an.

Fast zur gleichen Zeit, als Dante am Kaisergedanken des Abendlands verzweifeln musste, erhob Japans Staatsdichtung den zeitweilig entmachteten Kaiser Godaigo im Volksbewusstsein auf einen immerwährenden Thron. Wenige Jahre, ehe Giordano Bruno auf dem Campo dei Fiori verbrannt ward, verbrannte Oda Nobunaga die übermütigen Hiyeizanklöster und liessen Taikô und Shogun Trampelbretter schnitzen, um die letzten heimlichen Christen auszuforschen: eine harte, ins Metaphysische ausgreifende umgekehrte Inquisitions-Massnahme!

So völlig verschieden verlief in Japan und im Hl. römischen Reich deutscher Nation das Ringen zwischen eingeborener imperialer Idee und aussenbürtiger Weltanschauung; und es hatte doch gleichläufige Wellenhöhen und Wellentäler und Spitzenleistungen seines Rittertums, Wehradels und höchst verwandte Züge seiner Feudalstruktur; und fast gleichzeitig mit einer Überfremdungswelle begonnen.

Als solche scheinen uns von aussen her die Christianisierung der Germanen und ihre erste Durchdringung mit antiker, römischer Reichskultur bis zur romanischen Frühblüte der japanischen Taikwa-Erscheinung mit ihrem Höhepunkt 645-652 und ihrem Ausblühen in Nara- und Heian-Kultur wesensverwandt und zeitgleich.

Und zwar trifft das zu, trotzdem die Rhein-Rhone-Furche und der Obere Donauraum von der Geopolitik

des japanischen Inselbogens als „Fundamentum soli natalis" denkbar verschieden ist, wenn auch der Rheinraum und der Inlandsee-Raum in der deutschen und japanischen Frühreichsbildung eine ähnliche Rolle spielen.

Auch Geschlechterstaats-Vergangenheit, Gaue und Stammfürstentum und Volkskönigschaft, Achtung vor den Blutlinien, früher Waffenkult weisen verwandte Züge auf, so andersartig Raum und Rasse, Blut und Boden aufeinander einwirkten.

Das trat vielleicht am meisten bei der kulturpolitischen Entwicklung des Wehrstandes als „propugnatorum ordo" als ritterlicher Träger der imperialen Idee zu Tage, so sehr ihr Wesen im Westen auf Ausdehnung, Expansion, im Osten auf Verfestigung, Konzentration fast ein Jahrtausendlang gestellt schien.

Aber beiden gemeinsam war ein naturgegebener Zug zur Nord-Ost-Kolonisation;. während sich freilich nach Westen und Südwesten die drei Altkulturreiche der „Sankoku" nach einer ersten, wilden, wikinger-artigen Betätigung Japans in Korea von fast einem halben Jahrtausend lange reibungslos aneinanderlegten.

[Hier Skizze der japanischen Reichsentwicklg. wie Geopolitik d. Paz. Ozeans Abb. 11, S. 129 III. Aufl.]

Die Kulturpolitik des japanischen Rittertums—ist einerseits untrennbar von der imperialen Idee—trotzdem eigentlich das Kaiserhaus, die Blutlinie der Ahnenhohen-



priester, verhältnismässig wenig kämpferische Naturen aufweist, wie etwa Ôjin, den Nordost-Eroberer Prinz Yamatotakeru, die Söhne Godaigos u.a...—Andererseits ist sie dem Feudalgefüge verwachsen, obwohl sie eigentlich auf die Fahrtgenossen des Reichsgründers zurückgeht.

Ihr Ursprung liegt auch im Reichsmythos und der Staatslegende und sie hatte auf dem Wege über die Hausknappen [Miyatsuko] und Gefolgslaute der Stammeshäupter, [zuerst Uji, dann Han] schon eine anderthalbtausendjährige Entwicklungsgeschichte hinter sich, als Minamoto Yoritomo ihr den Ehrenkodex der Samurai schuf.

Sein von ihm aus Eifersucht, nach einem strahlenden, sagenverklärten Heldenleben gemordeter Bruder Yoshitsune, das kaisertreue Rittergeschlecht um Kusunoki Masashige, die Laufbahn des Taikô Toyotomi Hideyoshi und zuletzt die Geschichte der 47 Rônin haben dann die Gestalt des japanischen Ritters ebensowohl beispielhaft volksnah gemacht, wie mit einem unheimlichen Schein umzogen, der ihre Nachfahren in Heer und Flotte heute noch umgibt. Heute noch, wie einst ist die zum frühen Fallen bestimmte, fleckenlose Kirschblüte Kokarde, Schwertzeichen, Sinnbild der Waffenerben der Samurai.

In zahllosen Kurzgedichten, Uta und Tanka, wie in langatmigen Romanen und Staatsdichtungen und tagelang währenden Dramen des Kabuki-Theaters klingt

das Heldenlied japanischen Rittertums durch die Reichsgeschichte. Um die Wette mit der Dichtung arbeitete die bildende Kunst, seinen Nachruhm zu verklären; es ist eine überraschende Tatsache, dass der Buddhismus, in seiner Grundhaltung alles eher, als kriegerisch, mit seiner todüberwindenden Lehre sich zu einer heroischen Synthese mit dem Shinto in metaphysischer Übersteigerung des Helden-Opfers für Vaterland und Sippe bereit fand.

Auf dieser Linie liegt die grosse Wandlung, welche die japanische Staatsdichtung,—wohl im VII. Jahrhundert zuerst in grosse Stilformen gebracht,—zwischen der Entstehung des *Gukwanshô* mit seiner Parsifal-Stimmung von 1220 und dem Abschluss der Reichs-Fanfare für die imperiale Idee des *Jinnôshôtôki* von 1339 erfuhr.

Zwischen beiden kulturpolitischen Wendeflaggen fielen freilich die grössten Reichsgefahren, die Abendland und Sonnenaufgangsreich durch dieselbe eingreifende Erobererhand der grossen Mongolenchane zwischen 1237 und 1289 erlebten, fiel für beide ein Interregnum und Gegenkaiserfehde und Zersetzungsgefahr neben hoher Kulturblüte, wie sie für Japan die Ashikaga-Periode, für das Abendland die Frührenaissance nach der Gotik bezeichnet.

Heroische Zersetzungszustände und Umbrüche rufen freilich dort und hier heroische kämpferische Neuordner wach. Sie werden in Japan durch ein Dreigestirn von



„turium viri restituentes“ verkörpert, in denen die Namen von grossen Wiederherstellern der imperialen Idee aneinanderklingen:

Oda Nobunaga—der kaisertreue Reichsritter, der die Vormundschaft der Ashikaga Familie über das Kaiserhaus beendet, gerade im Augenblick des Heransegelns der westlichen Seemächte und des Christentums die nationale Einheit und Wehrmacht wieder herstellt und jede Spur weltlicher Einmischung der buddhistischen Klerisei in Kyoto austritt;

Toyotomi Hideyoshi, der geniale Emporkömmling, einer der glänzendsten Führer Japans, der nach kurzem Nachfolgeringen die Reichseinheit und Wehrkraft noch fester zusammenballt, die Grenzmarken mit viertelmillionen-Heeren heranzwingt [Satsuma] und mit der erneuten Kraft sogar nach Korea und China ausgreift;

Tokugawa Iyeyasu, der Feudalerbe aus dem alten wissenden Blut der Minamoto und Fujiwara, der beider Werk verfestigt, nach drei Kampfjahren auf dem letzten grossen Bürgerkriegs-Schlachtfeld von Sekigahara 1600 siegt, 15 Jahre später Osaka einnimmt und 250 Burgfriedensjahre einleitet, nachdem die gefährlichen Gedanken des Christentums durch ihn und seinen Enkel 1636 ausgerottet sind und das Land nach aussen so gut wie hermetisch abgeschlossen ist.

Zu diesen Vorgängen kennt das Abendland kein Seitenstück, obwohl sich die drei Renaissance-Heroen Japans gut abendländischen Erscheinungen vergleichen

lassen wie bedeutenden Reichsrittergestalten, Condottieri-Naturen von überlebensgrossem Stil, wie Wallenstein oder Giovanni Medici, Gonsalvo de Cordova, ordnenden Feudalherren, wie dem Grossen Kurfürsten, den Este.

Schwer verständlich aber ist dem Japaner der Deutschland so furchtbar zerreissende Konflikt zwischen Glaube oder Heimat; schwerer noch ein Begreifen jener Spaltung, die mit Reformation und Gegenreformation zusammenhängt und ihrer vernichtenden Wirkung auf den seit 1618 dahinsiechenden ersten Reichsgedanken.

Denn als das Konzil von Trient tagte, fegte Oda Nobunaga in Japan die Mönchsburgen aus; als der dreissigjährige Krieg auf seinem Höhepunkt stand und Richelieu den Grund zum Verderben des Deutschen Reiches, zur endgültigen Absprengung der beiden Bastione der Rheinlinie an Fels und Meer legte, da vertilgte der dritte Tokugawa-Shogun die letzten Reste romanischen Christentums in Shimabara. Der Einheitsrassenstaat mit weltanschaulicher Geschlossenheit, eigenem Lebensstil, frei von jedem Fremdeinflusse war begründet; und ein Meisterwerk von Gleichgewicht und ein für den Innengebrauch unübertreffliches Polizei und Wehr-Gefüge hielt ihn zusammen.

Die beiden lateinischen Gegensatzworte: concentratio und dissolutio: Verdichtung und Auflösung sind vielleicht kulturpolitisch, vom Standpunkte des Fortlebens der Reichs-Idee, am meisten bezeichnend für das, was im japanischen Lebensraum und im grösseren deutschen



vom Beginn des XVII. bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts geschah.

Der verantwortliche Träger, dem Kaiser-Gedanken gegenüber, für die Verdichtung und Verfestigung des Feudal-Aufbaus, des Rassen- und Volksgefüges während einer 250 Jährigen Landfriedenszeit war in Japan das Shogunat, die Hausmeier- oder Reichsmarschallwürde der Tokugawa mit ihrem Sitz in Edo.

Sie standen zum Erbkaiser und seiner imperialen Idee in einem ähnlichen Verhältnis, wie es sich etwa der Reichsfeldmarschall Prinz Eugen, Friedrich Wilhelm I. und der IV. zum Haus Österreich für preussische Könige als möglich dachten, wie es aber die Preussenkönige Friedrich I. durch den Schein-Griff und Friedrich II. durch den wirklichen Griff nach der Souveränität im Keim zerstört hatten.

In Japan war es 2½ Jahrhunderte lang möglich, weil der Shógun niemals den Krieg gegen den wirklichen Träger der Reichshoheit, die Daimyo nicht den Griff nach der Souveränität wagten. Als er gewagt wurde, zerbrach das Shogunat daran, und der Feudalbar der 278 Fürsten konnte sich fast gewaltlos auflösen und sein Erbe unzerbrochen der geeinten Nation hinterlassen. Der Kaiser trat es an!

—Imperio renovando!

Ungeheuer war in der Tat das Erbe, das zu Ende des VII. Jahrzehnts des XIX. Jahrhunderts auf den jungen, scheuen Prinzen Mutsuhito, den späteren Meiji Tennô

der Reichserneuerung zu lasten kam. Wie die einzig schöne Tragsäule im Remter der Marienburg alle andern Bögen im Netzgewölbe aufzufangen hat, so suchte Alles, was beim Anprall von Aussen her zwischen 1854 und 1868 aus den Fugen des künstlichen, nur nach innen berechneten Gleichgewichts geraten war, seinen Halt im 122. Träger der Ahnenhohenpriesterwürde und des obersten Rechts- und Wehrbefehls zugleich, im Kaiser, im Sinnbild der imperialen Idee. Sie allein hielt Stand, wo Alles schwankte.

Ohne ihren Halt sinnlos geworden war die Hausmeierwürde und der Heerbefehl des Seii-tai-shogun, des „Barbaren vertreibenden Feldherrn"—der die Barbaren nicht vertreiben konnte, und seiner Hatamoto-Haustruppen. Das Feudalgefüge der Daimyo und ihrer Samurai suchte den centralen Halt, ebenso wie die Sozialordnung. Shinto-Erneuerung und Buddha-Glaube, mit allem Glanz in Kunst und Schrifttum, drohten zu verfallen ohne den sichernden Schwerpunkt. Auf ihn richtete Alles den Blick.

In der weltgeschichtlichen Stunde aber, die damit zu schlagen anhub, dass sich geistliches und weltliches Schwert, Ahnenhohenpriestertum und Heerbefehl in einer nationalen Führerlinie der imperialen Idee verschmolzen, trat auch wieder die Gleichläufigkeit japanischer, italienischer und deutscher Kulturentwicklung der Reichsidee in hellstes Licht: 1854-1868; 1848-1871—sprechende Zahlen dort und hier!



„Ingens molis erat Romanam condere gentem": das hatte schon ein römischer Reichsdichter zur Zeit des Augustus den Römern zugerufen. Der Ausspruch mag vielen Erneuerern Italiens vorangeleuchtet haben: Dante und Machiavelli, Julius II., Mazzini und Cavour, Garibaldi und Ricasoli, bis Victor Emanuel das Werk des dritten Italien gelang.

Von Bismark wissen wir, dass er im vertrauten Gespräch das Romanam durch Germanam ersetzte.

Wie oft mag das Gleiche dem Kaiser Meiji und seinem vertrauten Beratern, den „Genrô" auf den Lippen für Nippons gentem et imperium geschwebt haben, wie es verschleiert in Dichtungen von Rang zu Tage trat.

Denn leicht war der Weg durch die Meiji-Ära von 1868 bis 1912 nicht; er bedingte Umstellungen und Seelen-Ausgleiche, die starker Geister bedurften und stellte schwere Anforderungen an Gehirne, Nerven und Herz von Kaiser, Führern und Volk.

Sie wurden für die imperiale Idee geleistet, aber mit einer Kräfteanspannung, die einen der fleissigsten Nährstände der Erde, die japanischen Bauern, fast erdrückte, und den Wehrstand einer völligen Wiedergeburt unterzog—so dass er in Goethes vollem Sinn das: „Stirb und Werde" erfuhr.

Das ist es, was Kaisertum, Wehrstand in der Meiji-Ära zur vollendeten Einheit ineinander geschmiedet hat, die heute einem so schweren Aussendruck gewachsen ist. Darin liegt wieder eine Schicksalsgemeinschaft der Drei-

paktmächte, in der auch viel Liebes und Schönes in die Masse geschmolzen werden musste, damit sie nirgends eine Stelle geringeren Widerstands aufwies.

„Sei lieber Kristall zutiefst im Staube, als vergoldeter Ziegel zuhöchst auf dem Tempeldach". Mit solchen und ähnlichen Sinnsprüchen mahnt die Shinto-Lehre die Nachfahren einer grossen Zeit, die innere Reinheit der Reichsidee, der sie zu dienen haben, über äussere Güter, „Schätze, die Motten und Rost verzehren" zu stellen.

Als Nachfahren der Meiji-Zeit haben es die Staatsmänner der Taishô- und Shôwa-Ära nicht leicht, obwohl ihnen viele Früchte reiften, die jene schon angesetzt hatte.

Denn es war ja das Glück der imperialen Idee in Japan, dass sie sich evolutionär ohne jeden revolutionären Bruch als einzige auf Erden aus einer genial gelegten Zelle hat entwickeln können.

Das ist es, was sie von allen andern unterscheidet und zu einem so vollendeten Lehrbeispiel der Menschheit macht.

Und damit mündet auch diese grosse nationale Leistung eines Volkes in jene allgemeine, die allein das Recht auf Unsterblichkeit verleiht, wenn im Nationalen ein Vorbildliches für Alle, ein Höchstes, ein hehres und unschätzbares Gut vor Allem für seine Freunde in der Idee geschaffen worden ist.